

Die grosse Seeschlange.

Von .

Dr. Emil v. Marenzeller.

Vortrag, gehalten den 13. December 1893.

Nach den übereinstimmenden Berichten aller, welche das seltene Glück hatten, mit der großen Seeschlange zusammenzutreffen und auf Wahrheit etwas hielten, verlief die Begegnung stets überaus harmlos. Das Ungethüm zeigte nicht die geringste Lust, mit dem betreffenden Fahrzeuge oder seiner Bemannung anzubinden, und empfahl sich meist so rasch, dass man nicht Zeit fand, zu ihm in nähere Beziehungen zu treten oder, was in solchen Fällen gleichbedeutend ist, ihm ernstlich weh zu thun. Nichtsdestoweniger hat die große Seeschlange tausende von unblutigen Opfern gefordert, insofern sie solchen den Stoff lieferte, die sich ein Vergnügen daraus machen, ihre Mitbrüder zum Besten zu halten. So wirkten die Hartnäckigkeit der räthselhaften Unbekannten, sich allen Annäherungsversuchen zu entziehen, und der Missmuth der Gewitzigten nach und nach zusammen, ihre Reputation zu einer sehr schlechten zu machen. Was soll man von einem Wesen halten, das seit Jahrhunderten von sich reden macht und noch immer nicht photographiert, geschweige denn in einem Museum ausgestopft zu sehen ist? Fort mit ihm in das Reich der Fabel, wo es

dem Einhorn, dem Vogel Greif, den Lindwürmern und Drachen Gesellschaft leisten mag!

Allein die Seeschlange lässt sich nicht einfach wegdecretieren. Ihre Geschichte lehrt uns, dass, wie oft auch schon die Frage über ihre Existenz im negativen Sinne abgethan schien, sie immer wieder auftauchte. Diese außerordentliche Lebenszähigkeit des Themas gibt zu denken. Vererbte sich die Absicht der Lüge in dieser Richtung von Generation zu Generation, oder finden fort und fort Sinnestäuschungen der Beobachter statt, oder endlich liegt vielleicht doch Thatsächliches zugrunde, existiert die Seeschlange wirklich, trotzdem sie bisher weder der Zufall, noch eine glückliche Jagd in unsere Gewalt brachte?

Die erste Annahme ist unbedingt zu verwerfen. Wir sind nicht berechtigt, in die Ehrenhaftigkeit und Glaubwürdigkeit einer ganzen Reihe von Zeugen den mindesten Zweifel zu setzen, weil hie und da absichtliche Täuschungen unterliefen. Aber auch die Annahme von Sinnestäuschungen sind wir einzuschränken genöthigt. Etwas Zurückhaltung anderen Beobachtungen gegenüber, die einen gar nicht oder nur wenig bekannten Stoff betreffen und nicht controlierbar sind, ist gewiss am Platze, aber man muss sich hüten, die Beschreibung einer angezweifelte Erscheinung dahin corrigieren zu wollen, dass man ihr eine Erklärung unterlegt, bei deren Wahl entweder eigene, oft recht einseitige Erfahrungen oder die gerade gangbaren Ansichten maßgebend waren. Die meisten die

Seeschlange betreffenden Berichte oder Beobachtungen rühren nicht von Neulingen her, sondern von Männern, die ein scharfes Auge für alles, was die Eintönigkeit der großen Wasserwüsten unterbricht, erwarben, die gewöhnlichen Erscheinungen richtig beurtheilen lernten und bei ungewöhnlichen ruhiges Blut bewahren. Psychische Momente spielen bei Beobachtungsmängeln wohl nur selten mit, weit eher ungünstige äußere Umstände anderer Art: schlechtes Wetter, große Entfernung, Kürze der Beobachtungsdauer. Wenn ein Seefahrer behauptet, es sei die große Seeschlange gewesen, die er gesehen, will er nicht viel mehr sagen, als er sei auf ein lebendes Wesen gestoßen von gewaltiger Größe und Länge, das sich in besonderer Weise von den ihm und anderen wohlbekanntem Bewohnern der See auszeichnet; denn was die Seeschlangé sein soll oder ist, weiß er meistens nicht. Weil man aber glaubt, es sei nicht möglich, dass das Meer noch ein Geheimnis berge, so müssen jene Augenzeugen zum mindesten falsch gesehen haben.

Einige der am Schreibtische weit von dem eigentlichen Schauplatze erzeugten Versuche, das vermeintliche Märchen von der Seeschlange in das rechte Licht zu setzen, sind so naiv, dass sie ein Seemann kaum einer Widerlegung würdigen möchte. Ein mitleidiges Achselzucken wäre seine ganze Antwort. Wie ich später noch des weiteren schildern werde, schwimmt die Seeschlange gewöhnlich mit senkrechten Wellenbewegungen ihres langen Hinterleibes. Hiebei erheben

sich einzelne Theile des Körpers, andere sinken unter die Wasseroberfläche, und man sieht eine Reihe dunkler, durch Zwischenräume getrennter tonnenartiger Körper sich hintereinander fortbewegen. Das waren Delphine oder Meerschweine, sagen die Erklärer, die sich an schönen warmen Tagen belustigen, im Gänsemarsch einherzuziehen und in den Wogen auf- und abtauchend den Eindruck eines einzigen riesigen, in Schlangenlinien sich bewegenden Thierleibes machen. Dass dieses Riesenthier keinen Kopf hätte, dass auf jedem Delphinrücken die Flossen sichtbar sein müssen, während niemand an den Erhebungen der Seeschlange Flossen beobachtete, dass endlich kein Seefahrer das Bild spielender Delphine missdeuten wird, bedachte man nicht. Noch unhaltbarer ist die Unterstellung von Walen, die in einer Linie dahinziehen, weil ihre aus dem Wasser ragenden Rücken viel längere und flachere Bogen ergeben als die wellenförmig gekrümmte Wirbelsäule der Seeschlange. Die ehrlichen Berichte einzelner Schiffcommandanten, sie hätten im ersten Augenblicke riesige in den Strömungen treibende Algen oder auch Baumstämme für die Seeschlange gehalten, bis sie das Fernglas oder die Annäherung an die Spukgestalt eines Besseren belehrte, boten gleichfalls Veranlassung, Berichte über Begegnungen mit der Seeschlange zu bezweifeln und sie unter das Joch derselben Erklärung zu bringen, eine arge Zumuthung an die Seekundigen. Auch Bandfische sollen für die Seeschlange gehalten worden sein. Es sind dies schmal-

leibige Fische, die eine sehr bedeutende Größe, über 20 Meter erlangen können. Da sie aber Bewohner des tiefen Wassers sind, so ist diese Deutung buchstäblich weit hergeholt.

Etwas ernster als alle bisher angeführten Einwände ist der Hinweis auf riesige Angehörige aus der Classe der Kopffüßer oder Tintenfische, die erst in unserer Zeit Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung wurden. Die Tintenfische führen ihren Namen mit Unrecht. Es sind ebensowenig Fische wie die Walfische, sondern hochentwickelte Mollusken oder Weichthiere, also Anverwandte der Schnecken, Muscheln u. s. w. Kleinere Arten sieht man auf den Fischmärkten einer jeden größeren Seestadt, besonders am Mittelmeere, weil sie dort eine beliebte Speise bilden. Der eigentliche, an seinem Hinterende stumpfe oder zugespitzte Körper steckt gleichsam in einem Sacke, der am Rücken mit dem Rumpfe verwachsen, an der Bauchfläche jedoch offen ist. Der Rumpf trägt einen deutlichen Kopf mit großen seitlichen Augen und acht bis zehn mit Saugnäpfen besetzte Fangarme, die im Umkreise des mit papageienschnabelartigen Kiefern bewehrten Mundes stehen. Aus der Öffnung des Sackes, der im Innern die Kiemen birgt, ragt ein Rohr heraus, der sogenannte Trichter, welcher bei der Fortbewegung des Thieres eine Rolle spielt. Das in den Kiemensack eindringende Wasser wird nach Verschluss desselben durch den Trichter ausgestoßen und das Thier infolge des Rückstoßes, den Kopf und die Fangarme nach hinten

gerichtet, rasch vorwärts geschoben. Das Nervensystem und die Sinnesorgane sind sehr hoch entwickelt. Ihren Namen erhielten sie von der Fähigkeit, im Momente der Gefahr durch den Trichter einen schwarzbraunen Farbstoff herauszuspritzen, der sie in eine dunkle schützende Wolke hüllt. In der Malerei verwendet man die Sepia, den Farbstoff der gleichnamigen Tintenfisch-Gattung. Einige wenige der jetzt lebenden Arten, wie der Nautilus und Papiernautilus, stecken in spiralgigen Schalen, andere besitzen nur hornige oder kalkige platte Schalen unter der Haut des Rückens, die Rückenschulpen, wieder andere nicht einmal diese. Bei sehr vielen ist der Körper mit seitlichen Schwimfflossen versehen. Die Körpersubstanz ist ledern oder kautschukartig. Die Kopffüßer sind gewaltige und muskelstarke Räuber. Furchtbare Waffen sind ihre mit Saugnäpfen besetzten Fangarme. Jeder Saugnapf wirkt wie ein Schröpfkopf. Die Kopffüßer bewegen sich zum Theil vorwiegend kriechend. Meist sind sie ausgezeichnete Schwimmer. Man trifft sie von der Küste an bis in bedeutende Tiefen, und gerade die Riesen unter ihnen, von welchen sogleich die Rede sein soll, scheinen nur wenn sie verletzt sind oder verfolgt werden an die Oberfläche zu gelangen.

Schon den Alten war es bekannt, dass diese Thiere eine außerordentliche Größe erlangen können. Unter anderem erzählt der römische Naturhistoriker Plinius von einem solchen Ungeheuer, das bei Carteja an der spanischen Küste nächtlicher Weile die Behälter plün-

derte, in welchen Fische eingesalzen wurden, sich in einen förmlichen Kampf mit den zur Wache bestellten Hunden einließ, wobei es seine langen Arme wie Peitschen gebrauchte und endlich mit schwerer Mühe erlegt wurde. Der Kopf soll so groß wie eine Tonne gewesen sein, die 15 Amphoren, also an 400 Liter fasste, die Arme waren mit weiten Vertiefungen versehen (unseren Saugnäpfen), die großen irdenen Töpfen ähnlich schienen und so stark waren, dass sie ein Mann nicht umfassen konnte. Von einigen Übertreibungen abgesehen, lässt diese Beschreibung nichts an Deutlichkeit zu wünschen. Durchaus phantastisch ist jedoch die Schilderung, welche der norwegische Bischof von Bergen, Erich Pontoppidan, in offenbar getreuer Wiedergabe der Fischersagen von einem Kraken genannten Wesen entwirft. Wir sind jedoch bemüsst, auch in diesem Zerrbilde nur einen Riesentintenfisch zu erblicken, und bewahren den alten Namen zur Bezeichnung desselben. Unsere Fischer, so schreibt Pontoppidan in seinem Versuche einer natürlichen Historie von Norwegen 1754, sagen einstimmig, dass sie, wenn sie sich an schönen Sommertagen mit ihren Schiffen etwas weit von der Küste entfernen, so dass sie eigentlich 80—100⁰ Tiefe vorfinden müssten, doch oft mit dem Senkblei nur 30—40⁰ antreffen, woraus sie sodann schließen, dass ein Seeungeheuer in der Mitte des Meeres schwebe. Nun werfen sie sogleich ihr Netz aus, weil sie sicher sind, jetzt sehr viel zu fangen. Von Zeit zu Zeit lassen sie das Senkblei fallen. Finden sie weniger Tiefe, so

schließen sie daraus, dass das Thier emporsteige, dass sie also aufhören müssen zu fischen, und dass es Zeit ist, zu fliehen. Sie rudern aber bloß ein wenig weiter, bis sie die gewöhnliche Tiefe finden. Da sie hier außer Gefahr sind, so verweilen sie sich meistens und sehen alsdann in der Regel ein ungeheuer großes Thier sich über dem Wasser emporheben, dessen Rücken eine so bedeutende Insel darstellt, dass sie eine Viertelmeile breit zu sein scheint. Nie aber hat jemand das Thier ganz gesehen. Man weiß also nicht, wie groß es ist und wie es eigentlich gestaltet ist. In der Form stellt die Masse einen Felsenhaufen dar, der mit Seegras bewachsen ist, auf welchem sich Hügel und Thäler befinden, in welchen Fische so lang herumspringen, bis sie etwa seitwärts ins Meer gelangen. Je nachdem die Masse sich erhebt, zeigen sich einzelne Arme, die sich nun allmählich vergrößern, so dass sich zuletzt wohl selbst ein größeres Schiff nicht leicht heranwagen dürfte. Wenn dieser lebende Berg eine Zeitlang unbeweglich gelegen hat, so sinkt er nach und nach wieder unter. Dieser Zeitpunkt ist für die Schiffe, die sich ihm zu sehr nähern, der allergefährlichste, denn es entstehen, indem das Thier versinkt, ungeheure Wirbel, deren Kreisel alles Benachbarte mit sich hinabreißen.“

Der Franzose Denys de Montfort, der in den Jahren 1802—1805 eine Geschichte der Mollusken herausgab, bemühte sich, alle Daten über die Riesen-Tintenfische zu sammeln und zurechtzulegen. Er war aber ein schlechter Anwalt, weil er den Darstellungen

seiner Vorgänger über die Ungeheuer des Meeres die weitgehendste Berücksichtigung angedeihen ließ, Wahrheit mit Dichtung vermengte. Für ihn stand es fest, dass es unter diesen Weichthieren wahre Giganten gebe, denen die Bewältigung eines ganzen Schiffes nur ein leichtes und beliebtes Spiel sei, und seine Phantasie stellt ihm ihre Thätlichkeiten in lebhafter Weise vor: „Man denke sich also acht Arme so dick wie ein Mastbaum, 60 und mehr Fuß lang, die sich nach allen Seiten hin ausstrecken und einen weiten Kreis von 120 Fuß Durchmesser bilden. Alle acht Arme sind gespannt, alle Näpfehen sind offen und bereit, dasjenige zu ergreifen, was ihnen etwa vorkommen könnte. Die beiden furchtbaren Kiefer warten darauf, das zu zermalmen, was ihnen die weitgeöffneten Arme zuführen. Ein Schiff ist kaum da, so wird es festgehalten und umschlungen.“ Denys de Montfort macht unsere Weichthiere wahrscheinlich deshalb für so manche Schiffskatastrophe verantwortlich, die sich viel natürlicher durch die mangelhaften nautischen Kenntnisse der früheren Zeiten erklären ließen, weil er sie in den dramatisch bewegten Schilderungen, die sich auf Begegnungen mit ihnen bezogen, von einer bösen Seite kennen lernte. Besonders überzeugte ihn ein in der St. Thomaskapelle von St. Malo, einer kleinen Stadt an der Küste der Bretagne, aufbewahrtes Motivbild, das den Angriff eines solchen Ungethüms auf ein Schiff an der Küste von Angola darstellt, dem die Besatzung nur mit großer Mühe und dank der Anrufung des heiligen

Thomas entrann. Er erzählt, wie mit einemale bei völlig ruhigem Wetter und am hellen Tage ein Seeungeheuer von fürchterlicher Größe aus den Fluten sich erhob, diese hoch empor und über das Verdeck hinweg schwellte, sich dann an das Schiff anhängte und zwei Tauen und Masten bis an die Spitzen mit entsetzlich langen und biegsamen Armen umschlang. Durch seine ungeheure Schwere hätte das Ungeheuer das Schiff fast zum Kentern gebracht, wenn es nicht gelungen wäre, ihm rechtzeitig die Arme zu kappen. Ein zweiter Fall ereignete sich in der Nähe der Insel St. Helena. Eben waren zwei Matrosen damit beschäftigt, das Schiff von außen zu reinigen, als plötzlich ein Kraken auftauchte, einen seiner Arme um sie schlang und die Unglücklichen ins Wasser riss. Zugleich suchte er mit einem anderen Arme einen Matrosen zu fassen, der im Begriffe stand, in die Wanten zu steigen. Es gelang ihm dies nicht, weil er sich im Tauwerk verwickelte. In dem darauffolgenden Kampfe blieb als Beute ein Stück dieses Armes in der Länge von 25 Fuß zurück, das so dick wie die Rah des Fockmastes und mit Saugnäpfen von der Größe eines Schöpflöffels besetzt war. Diese etwas romanhaft aufgeputzten Zeugnisse für die Existenz des Kraken erhalten eine sehr drastische Unterstützung in den Erfahrungen, welche die Walfänger an den verendenden Potwalen machen. Schon Denys de Montfort weiß zu sagen, dass diese Thiere im Todeskampfe oft große Klumpen von Tintenfischfleisch, Brocken von Armen und in

erstaunlicher Menge von sich geben. Sind die Angaben über die Länge und Dicke der Arme und den Durchmesser der Saugnäpfe richtig, so müssen die verzehrten Kraken von ungeheuren Dimensionen gewesen sein, größer als alle bisher wissenschaftlich untersuchten. In dem Potwal hat der Kraken seinen Meister gefunden. Was sind die Arme des Molluskes gegen die furchtbare Gewalt der Kiefer des Riesensäugethieres! Vor ihm ergreift der Kraken die Flucht, verlässt die tieferen Wasserschichten, seine eigentliche Heimat, erscheint abgehetzt oder verendend an der Oberfläche oder geräth an den Strand. Die Walfänger wissen recht gut, dass, wo Stücke von Tintenfischen treiben, die Potwale nicht fern sind.

Die Wissenschaft gelangte erst spät in den Besitz von Beweisstücken. Erst 1857 gab der dänische Zoologe Steenstrup, ein Specialist auf dem Gebiete der Tintenfische, Nachricht über zwei mächtige Exemplare, das eine von Jütland, das andere aus den westlichen Theilen des atlantischen Oceans, von welchen theils die Kiefer, theils die Rückenschulpe vorlagen, nachdem er zehn Jahre zuvor den überzeugenden Nachweis geführt, dass die in alten dänischen Urkunden gegebenen Beschreibungen von bei Malmö an der schwedischen Küste um 1546 und an Island 1639 und 1790 gestrandeten Riesenthieren auf unsere Weichthiere passen. Damit war der Bann gebrochen. Kam jetzt jemand mit einem Berichte über einen neuen Fund, so wurde er nicht mehr angezweifelt. Aus allen

Theilen der Welt wurden Riesentintenfische gemeldet. Am besten bekannt sind die Kraken des nördlichen atlantischen Oceans, namentlich von der Bank von Newfoundland. Sie gehören der Gattung *Architeuthis* von Steenstrup an, und man unterscheidet mehrere Arten. Der amerikanische Zoologe Verrill hat 1879 die Maße von 23 Exemplaren gegeben, die sich auf die Arten *Architeuthis harveyi* und *princeps* vertheilen. Das größte Individuum war von den Spitzen der zwei langen Fangarme bis zum Ende des Hinterleibes über 18 Meter lang, also so lang wie die Säle im naturhistorischen Hofmuseum. Hievon entfielen auf den eigentlichen Leib mit Kopf 6·6 Meter, auf die zwei langen Fangarme 11·6 Meter. Ein 1877 aufgefundenes, in dem Newyorker Aquarium in Alkohol ausgestelltes Exemplar maß 13·3 Meter. Länge des Körpers 3·3 Meter, Länge der acht kurzen Arme 3·6 Meter, Umfang derselben 0·45 Meter, Durchmesser daher 0·15 Meter, Durchmesser der Saugnäpfe 0·03 Meter, Länge der zwei langen Fangarme 10 Meter. Sicher gibt es noch viel größere.

Sobald es einmal festgestellt war, dass der von den Alten ins Ungeheuerliche übertriebene Kraken in Gestalt riesiger Tintenfische existiere, erlagen viele, die von der leidigen Sucht, alles zu erklären, ergriffen waren, der Versuchung, die Lösung des Räthfels von der Seeschlange darin zu finden, dass sie an ihre Stelle das eben glücklich der Sagenwelt entrissene Geschöpf setzten. Da die Kraken auf hoher See selten sind, so lag es nahe zu

denken, dass sie für Seeleute, denen Delphine, Wale, große Fische, gigantische Algen, Baumstämme vollkommen geläufig waren, eine neue ungewöhnliche Erscheinung bilden konnten und deshalb zur Seeschlange herausstaffiert wurden. Allein auch dieser Wahrscheinlichkeitsschluss erweist sich als ganz unhaltbar, sobald man eine Reihe der gut beglaubigten Berichte über die Seeschlange vergleichend prüft. Schon in den ältesten Quellen findet man eine scharfe Scheidung zwischen Kraken und Seeschlangen.

Wenn man die Ehrenhaftigkeit und Glaubwürdigkeit der meisten Augenzeugen nicht anzweifelt, wenn man fortgesetzte Selbsttäuschung ausschließt, wenn man also nicht jeden, der die Seeschlange gesehen zu haben behauptet, zum Betrüger oder Phantasten stempeln will, so tritt die Annahme der Existenz dieses Seeungeheuers in den Vordergrund. Es geht also doch nicht an, die Erörterung unseres Themas mit dem üblichen überlegen sein sollenden Lächeln abzuweisen, umsoweniger, wenn man ehrlich genug ist, einzustehen, dass man von der Sache herzlich wenig weiß, nicht viel mehr als der Name besagt. Unter den Bezeichnungen von Thieren und Pflanzen sind diejenigen die unglücklichsten, welche auf die oberflächliche Ähnlichkeit mit anderen gut bekannten, aber ganz anders organisierten Lebewesen gemacht wurden. Man glaubt alles zu wissen, sobald das fatale Wort an das Ohr schlägt, und ist betrogen. Was stellen Sie sich unter der Seeschlange vor? Müßige Frage! Eine riesig große

Schlange, die das Meer und die Literatur unsicher macht, so dass man sie zur Bezeichnung einer gründlich verfahrenen Angelegenheit, die sich endlos scheinbar ohne Hoffnung auf Erledigung fortschleppt, verwendet. Das ist alles. Die Seeschlange ist aber keine Seeschlange. Was die Seeschlange ist, sagt uns ein kürzlich erschienener 600 Seiten starker Band in englischer Sprache mit dem Titel: „The great Sea serpent. An historical and critical treatise. Leiden 1892,“ von Dr. C. Oudemans, dem Director des königlichen zoologischen und botanischen Gartens zu Haag in Holland. Der Verfasser hat mit außerordentlichem Fleiße und großer Gewissenhaftigkeit alle Daten über die große Unbekannte gesammelt und einer vorurtheilslosen Prüfung unterzogen. Er unterscheidet sich in vortheilhafter Weise von seinen Vorgängern, die entweder nur jene Fälle herausgriffen, für die sie eine Erklärung zur Hand hatten, alles andere aber todtschwiegen, oder die kühn genug waren, ihre Auffassung allen Beobachtungen anzupassen, dadurch, dass er sämtliche innerhalb eines großen Zeitraumes und an oft recht unzugänglichen Orten erschienenen Berichte und Notizen untereinander verglich, die oft von einer bewundernswerten Erfindungsgabe zeugenden Märchen und Lügen oder zu entschuldigende Missverständnisse ausschied und endlich untersuchte, auf welches der uns bekannten Meeresthiere gewisse sichergestellte Eigenthümlichkeiten der Seeschlange passen könnten, und wenn dies nicht der Fall wäre, mindestens in welche Gruppe des

Thierreiches sie einzureihen wäre. Oudemans hat 162 Zeugnisse zusammengebracht, die sich auf die Jahre 1522—1890 vertheilen, und man muss seinen Worten beipflichten, dass sie nur wenig von zoologischem Standpunkte aus Anfechtbares enthalten. Manche Angabe, die, aus dem Zusammenhange gerissen, uns eine arge Übertreibung dünken würde, wird glaubwürdig, weil wir sie in den verschiedenen Berichten wiederholt finden, und weil sie von jetzt lebenden höchst vertrauenswürdigen Zeugen bestätigt wurde; denn Berichte, welche die Wiedergabe des wirklich Gesehenen enthalten, müssen in Hinsicht auf ein bestimmtes Object sich stets durch auffallende Übereinstimmung wenigstens in den Hauptpunkten auszeichnen, von Lücken oder Mängeln der Beobachtung abgesehen. Sobald die Phantasie allein schafft, entsteht viel mehr Divergentes.

Ich will die gut beglaubigte älteste und die mir bekannt jüngste Begegnung mit der Seeschlange, die ich in dem Werke von Oudemans finde, gegenüberstellen, und meine Leser mögen selbst urtheilen.

Die erstere fand am 6. Juli 1734 in der Davisstraße in der Nähe der dänischen Colonie Godthaab auf Grönland statt. Berichterstatter und Augenzeugen waren sehr ehrwürdige dänische Missionäre. Der Superintendent Egede lieferte den Text, Bruder Bing eine sogleich nach der Begegnung gemachte Abbildung. Wir sehen ein Schiff und in unmittelbarer Nähe desselben das Ungethüm sich eben aus den Wellen erheben. Der

Vordertheil des Thieres, das über 30 Meter lang und an 2·5 Meter breit gewesen sein mag, ragt hoch empor. An dem in eine lange spitze Schnauze auslaufenden Kopfe unterscheidet man deutlich Augen mit Augenbrauen und Nüstern. Der Mund ist halb geöffnet, mit starken, spitzen Zähnen bewaffnet, und eine Dampf- wolke, die bei der niedrigen Temperatur condensierte Athemluft, entströmt demselben. In nicht allzugroßer Entfernung von dem Kopfe sitzen dem Leibe zwei mächtige, breite, gefingerte Flossen an. Der übrige Theil des Körpers ist im Wasser verborgen, und nur das zugespitzte, cylindrische Ende des Schwanzes ragt hervor. Der Text hiezu lautet in der deutschen Übersetzung von J. A. Scheiben: „Den 6. Juli 1734 ließ sich ein sehr erschreckliches Seethier sehen, welches sich übers Wasser so hoch aufrichtete, dass dessen Kopf über unseren großen Mars hinausreichte. Es hatte eine lange, spitze Schnauze und blies wie ein Walfisch. Es hatte große breite Pfoten, und der Rumpf schien mit einer harten Rinde bewachsen zu sein, und die Haut war sehr schrumpelicht und uneben. Das Thier war sonst unterwärts wie eine Schlange gestaltet und es gieng daselbst wieder unter Wasser und warf sich rücklings herum, und auf diese Art streckte es den Schwanz übers Wasser in die Höhe, der vom Rumpfe eines ganzen Schiffes Länge entfernt war. Des Abends darnach bekamen wir ein sehr starkes Wetter.“

Die jüngste Begegnung fand in der Nähe der Nordinsel von Neuseeland am 1. August 1891 statt. Der erste

Officier des Dampfers „Rotomahana“ äußerte sich darüber beiläufig folgendermaßen: „Ich lugte eben nach dem Lande aus, als ich das Geschöpf, was immer es gewesen, sich aus dem Wasser erheben sah bis zur Höhe von annähernd 30 Fuß. Man hätte es am besten mit einem ungeheuren Aale vergleichen können, nur besaß es zwei mächtige, an 10 Fuß lange Flossen. Der Umfang dürfte 10—12 Fuß betragen haben. Ich konnte nicht den Rücken sehen, der Bauch und die Flossen waren rein weiß. Der Rumpf schien unmittelbar in den Kopf überzugehen wie bei einem Aale. Als das Ungethüm unter Wasser gieng, stürzte es sich nicht nach vorwärts wie ein springender Fisch, sondern zog sich mit einem Rucke zurück. Peter Nelson, einer der Deck-officiere, beobachtete gleichfalls die Erscheinung und war darüber so erregt, dass er zur Brücke stürzte und mich frug, ob ich sie gesehen. Das war die Handlungsweise einer Landratte, nicht aber eines Seemannes, und sie beweist, dass der Anblick ein ganz außerordentlicher gewesen. Ich habe 27 Jahre meines Lebens auf der See zugebracht und kenne fast die ganze Welt, aber Ähnliches habe ich nie zuvor gesehen. Ich verhielt mich stets sehr skeptisch den Erzählungen über die Seeschlange gegenüber, und alles, was ich darüber hörte oder las, konnte mir nur ein Lächeln abgewinnen, allein ich treibe mich zu lange auf der See herum und habe merkwürdige Dinge genug gesehen, um mit aller Bestimmtheit die Möglichkeit zu leugnen, dass ich an jenem Samstag die Seeschlange vor mir gehabt.

Würde eine Landratte oder eine Dame mir das erzählt haben, was ich damals gesehen, so hätte ich das Ganze wohl kaum besonders beachtet, weil von dieser Seite so leicht Erscheinungen auf der See unrichtig beurtheilt werden. Bei meiner Erfahrung aber ist eine Täuschung ausgeschlossen.“

Dieser Bericht ist auch aus dem Grunde interessant, weil er sehr gut das Verhältniß der Seefahrer zu unserer Frage; ihre an das Komische grenzende Besorgnis, sie könnten sich durch ein näheres Eingehen auf dieselbe lächerlich machen, und ihre für uns sehr wertvolle Unkenntnis früherer Beobachtungen ausprägt.

Zwischen diese über 150 Jahre auseinander liegenden, allerdings ungenügenden Schilderungen reihen sich noch viele andere ähnliche, ergänzende ein. „Das Ungethüm erhob seinen Kopf hoch über das Wasser“, „so hoch, dass man die Vorderflossen sah“, oder „es reckte sich fast senkrecht aus dem Wasser an 40 Fuß hoch“, oder „Kopf und Nacken stiegen aus dem Wasser 20—30 Fuß hoch“.

Die Seeschlange hebt sich jedoch solche theatra- lische Effecte nur für besondere Gelegenheiten auf. Viel häufiger wurde die Aufmerksamkeit der Seefahrer durch eine Erscheinung ganz anderer Art gefesselt. Sie sahen einen langen schlangenähnlichen Körper, der sich in Wellenlinien auf und ab bewegte, sie sahen, was ich bei dem Vergleiche mit einem Zuge schwimmen- der, spielender Delphine beschrieb. Der vorerwähnte

Bischof Pontoppidan widmete auch dem „Seewurm“ oder der „Seeschlange“ ein Capitel und gab neben einer schlechten Copie der Bing'schen Abbildung noch eine zweite nach auch von anderen Seiten bestätigten Beobachtungen des Gouverneurs Benstrup. Der Kopf des Geschöpfes, der mit einem Pferdekopf verglichen wird, ragt aus dem Wasser, an dem Nacken ist eine Mähne ersichtlich, und der lange Körper ist in sechs senkrechte Krümmungen gelegt, die über die erregte Wasserfläche sich erheben. Die Augen sind groß, der Mund ist ohne Zähne. Pontoppidan gesteht, dass er lange Zeit nicht an die Seeschlange glauben wollte, bis ihn eingezogene Erkundigungen eines Besseren belehrten. Viele Seelente, sagte er, sehen es gleichsam für eine Schande an, wenn man sich bei ihnen ernsthaft darum erkundigt. Sie meinen, es wäre dies fast ebenso überflüssig, wie wenn man sie fragen wollte, ob es wirklich Aale oder Dörsche gebe.

Das Ergebnis seiner Nachforschungen stand jedoch nicht in Einklang mit dem, was Egede und Bing gesehen. Indem er seiner Ansicht, es handle sich um zwei verschiedene Wesen, Geltung zu verschaffen suchte, gibt er uns eine in zahlreichen späteren Berichten fast wörtlich sich wiederholende charakteristische Beschreibung des Eindruckes, welchen das an der Oberfläche schwimmende Riesenthier auf seine Gewährsmänner machte; „denn obschon,“ so raisonniert er, „dieses Thier niemals hat ausgemessen werden können, so sagen doch viele Zeugen gleichsam mit einem Munde,

die Seeschlange müsse von der Länge eines Kabeltaues, nämlich 100 Klafter oder 300 Ellen lang sein, indem sie auf der Oberfläche des Wassers in vielen Krümmungen lag, also dass bloß hier oder da hinter dem in die Höhe gestreckten Kopfe einige Theile des Rückens zu sehen waren, die in die Höhe herausstanden, indem die Schlange sich krümmte, und man hätte sie — das ist die wichtige Stelle — in der Ferne für eine Menge von Tonnen oder Oxhöfte ansehen können, die in einer Linie auf die Art fortschwammen, dass zwischen jedem Stücke einiger Raum sich befand.“ — Das Oudemans'sche Quellenwerk klärt uns vollkommen über diese vermeintlichen Unterschiede auf. In Egedes Falle und ähnlichen schnellte das Thier, nachdem es längere Zeit in der Tiefe geschwommen wie ein Taucher, der bereits das höchste Bedürfnis nach Luft hat, hoch aus dem Wasser heraus, um zu athmen. In den anderen viel häufigeren Fällen schwamm es mit senkrechten Wellenbewegungen des Körpers ganz an der Oberfläche. So festigen und klären sich die Thatsachen durch die wiederholten Beobachtungen. Und aus ihnen setzte Oudemans das Bild der Seeschlange, ein Mosaik aus vielen kleinen Steinen, zusammen, das ich nun kurz wiedergeben will.

Der Steckbrief nach der großen Unbekannten lautet: Der Körper ist außerordentlich in die Länge gestreckt von spindelförmiger Gestalt, am breitesten, wo der Rumpf in den langen Nacken übergeht. Die Hälfte der Länge entfällt auf den cylindrischen, spitz

zulaufenden Schwanz. Die Haut des Thieres ist behaart. Die Farbe des Pelzes ist dunkelbraun, manchmal mit hellen Streifen oder Flecken auf dem Rücken, weiß auf dem Bauche. Der zur Größe des Thieres verhältnismäßig kleine Kopf ist abgeplattet, am besten mit dem der Seelöwen genannten Robben zu vergleichen. Die Augen sind groß. Zu Seiten der Nüstern stehen steife Schnurrborsten an der stumpfen Schnauze. Über die Ohren und das Gebiss fehlen Daten. Der Kopf sitzt einem schlanken, langen, allmählich in den breiten Rumpf übergehenden Nacken auf. Der Rumpf trägt zwei Paare mächtiger Flossen. Die vorderen sind etwas größer als die hinteren. Die ersten nehmen ihren Platz am Ende des ersten Viertels, die zweiten an der Mitte des Leibes ein. In einigen Fällen beobachtete man auch eine lange braune Mähne, die sich vom Hinterhaupte bis zum Anfange des Schwanzes erstreckte. Oudemans betrachtet dieselbe als einen Geschlechtscharakter des männlichen Thieres, welches das weibliche auch bedeutend an Größe überragen dürfte. Dadurch, sowie auch durch den Umstand, dass jüngere Individuen neben völlig erwachsenen beobachtet wurden, erklären sich die Differenzen in den Größenangaben. Thiere von kaum 6 Meter Länge bis zu solchen über 70 Meter langen wurden gesehen, und die Schätzungen geschahen von Männern, die in der Beurtheilung entfernter Objecte Übung haben!

Da das Verhältnis der einzelnen Körpertheile zu einander am verständlichsten wird, wenn man deren

Dimensionen in Zahlen ausdrückt, so versuchte es Oudemans, auf Grund der von verschiedenen Seiten gemachten Angaben entsprechende Maße zusammenzustellen, hält sie aber selbstverständlich keineswegs für sicher und unanfechtbar. Ich wähle die Maße des kleinsten und größten Individuums aus:

Totale Länge	5·7	—	78·7	Meter
Länge des Kopfes	0·237	—	2·84	"
Länge des Nackens	1·26	—	16·74	"
Länge des Rumpfes	1·44	—	21·17	"
Länge des Schwanzes	2·73	—	37·93	"
Vom Hinterhaupte bis zu				
den Vorderflossen	1·36	—	18·95	"
Breite des Kopfes	0·13	—	1·89	"
Breite des Nackens	0·07	—	1·26	"
Breite des Rumpfes	0·46	—	6·63	"
Länge der Vorderflossen	0·31	—	4·73	"
Länge der Hinterflossen	0·23	—	3·16	"

Oudemans bemerkt launig, dass diejenigen, welche an die Existenz eines Thieres von 78 Meter nicht glauben wollen, die ihnen zusagende Grenze für die Länge der Seeschlange selbst bestimmen mögen.

Der Körper der Seeschlange ist außerordentlich beweglich. Sie taucht aus den Fluten auf, einem Schwane gleich den Kopf fast im rechten Winkel zum gebogenen Halse, sie streckt sich der ganzen Länge nach, sie krümmt sich U-förmig in senkrechter Richtung, dass der Kopf und das Schwanzende aus dem Wasser ragen oder bei Wendungen auch seitlich, dass sich Kopf und Schwanz berühren. Am überraschendsten

tritt die große Gelenkigkeit der Wirbelsäule bei der Fortbewegung des Thieres zutage. Diese scheint vorwiegend durch rasch aufeinander folgende wellenförmige Krümmungen des langen Schwanzes in senkrechter Richtung, ähnlich wie bei schwimmenden Blutegelein oder bei manchen Raupen, zu geschehen. Schwimmt die Seeschlange tiefer, so verräth oft nur die Bewegung des Wassers ihre Anwesenheit, schwimmt sie hart am Wasserspiegel, so treten die Wellenberge, die convexen Theile des Schwanzes etwas aus dem Wasser heraus, die concaven sind nicht sichtbar, und man wird, wie ich dies bereits bemerkt, an einen Zug von Delphinen oder Fischen erinnert oder an eine Reihe von Fässern, die hintereinander schwimmen. Anders ist der Eindruck, wenn bei vollkommen gestrecktem Körper die Fortbewegung nur durch die Thätigkeit der Flossen erfolgt, was indess nur selten beobachtet wurde. Man glaubt dann einen flottierenden Baumstamm oder Mast vor sich zu haben. Schwimmt das Thier mit gestrecktem oder wellenförmig gekrümmtem Körper, den Kopf gerade an dem Wasserspiegel, so dass es durch seine Nüstern athmen kann, so zeigt es nahezu seine ganze Länge, nur das Ende des Schwanzes ist unter Wasser. In solcher Lage wird der ganze Körper vom Wasser getragen, und das Thier hat nur die Reibung zu überwinden. Die Schnelligkeit, mit welcher sich die Seeschlange unter diesen günstigen Bedingungen fortbewegen kann, wird als eine außerordentliche geschildert. „Sie fliegt dahin wie ein Pfeil,“ „schneller als Wale oder Fische“

und wühlt das Wasser auf wie ein Schiff. Schätzungen liegen vor, die bis auf 111 Kilometer in der Stunde gehen. Sobald jedoch der Kopf oder ein größerer Theil des Körpers in die Höhe gereckt wird, ändert sich der Gleichgewichtszustand. Rumpf und Schwanz sinken nach abwärts, man sieht weniger von dem Thiere, und die Schnelligkeit nimmt ab. In offener See hält es die gerade Linie ein, in ruhigen Buchten sah man es häufig die Richtung wechseln und Curven bilden. Eigenthümlich verfährt es, wenn es an Ort und Stelle eine Wendung machen will, und es ist sehr bedeutungsvoll, dass der Vorgang von verschiedener Seite immer in der gleichen Weise geschildert wurde. Das Thier macht eine rasche und kurze Bewegung, krümmt sich wie das Glied einer Kette, nähert dann den Kopf immer mehr dem Schwanze, so dass er anfangs parallel, dann ganz genähert erscheint, und Kopf und Schwanz bewegen sich einige Zeit in entgegengesetzter Richtung.

Auch über die seelischen Eigenschaften der Seeschlange weiß uns Oudemans manches zu sagen, aber nur zu ihren Gunsten. Es ist kein einziger Fall verbürgt, dass sie aggressiv geworden wäre. Die Schlechtigkeiten, welche man ihr in alten Zeiten vorwarf, dürften auf das Kerbholz der Kraken gehören. Sie ist neugierig und unbefangen, aber doch immer auf ihrer Hut.

Die Seeschlange ist ein Kosmopolit. Man hat sie in allen Meeren beobachtet, am häufigsten jedoch im atlantischen Ocean, weil dieser der befahrenste ist. Nördlich traf man sie nicht über den 70. Breitengrad

hinaus, südlich nicht über den 46. Sie besucht selten die Theile der Nordsee, welche Großbritannien, Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark bespülen, dringt nicht mehr wie in früheren Zeiten in die Ostsee ein und wurde auch im Mittelmeere nur ein einziges Mal gesehen. Unsere Thiere betreten niemals das feste Land. Sie verbringen ihr ganzes Leben im Meere. Wie sichergestellt, sind sie besondere Freunde warmen Wassers und schönen Wetters. Da sie diese Annehmlichkeiten nicht überall zu jeder Jahreszeit finden, so begeben sie sich auf die Wanderschaft, und zwar halten sie sich im atlantischen Ocean an die warmen Strömungen. Sie gelangen mit dem Golfstrom in nördliche Gegenden, wenn dort Sommerszeit ist, und verlassen dieselben wieder, sobald die Temperatur sinkt, wobei sie dann gegen die Strömung zu schwimmen genöthigt sind. Oudemans schließt dies aus Zeit und Ort der bekannt gewordenen Begegnungen. Die meisten fanden während der Monate Juli und August im nördlichen atlantischen Ocean besonders in der Nähe der norwegischen Küsten statt. Dorthin und um diese Zeit sollten sportlustige Jachtbesitzer segeln und, ausgerüstet mit all den modernen furchtbaren Waffen, die man gegen die Wale in Anwendung bringt, sich allen Ernstes an die Aufsuchung der großen Unbekannten machen. Gegen eine einfache Flintenkugel ist sie, wie die Erfahrung lehrte, gefeit. Auch eine Explosionskugel würde wenig nützen, da das getödtete Thier zweifelsohne untersinken wird. Das Sicherste ist die

Harpune. Ein mitgenommener photographischer Apparat wird, falls die Jagd erfolglos bliebe, mindestens die Erscheinung fixieren und die Zweifler mehr überzeugen als die genaueste Handzeichnung. Auch von dem erlegten Thiere mögen Aufnahmen gemacht werden. Ferner sind, so räth Oudemans, die Maße der einzelnen Körpertheile zu verzeichnen, und da zu befürchten steht, dass der Balg nicht im Ganzen wird erhalten werden können, sollen wenigstens Stücke der Haut des Kopfes, des Rückens, des Schwanzes und so viel wie möglich von dem Skelete aufbewahrt werden.

Nach der gegebenen Beschreibung wird niemand mehr zweifeln, dass die Seeschlange keine Schlange sein kann, diese irrthümliche Auffassung wurde nur durch die Länge des Körpers und die Art ihrer Bewegung veranlasst. Sie ist ein Säugethier, und viele meiner Leser werden bereits errathen haben, mit welcher Gruppe sie am meisten verwandt ist. Oudemans weist ihr einen Platz in der Ordnung der Robben oder Pinnipeden an und zieht namentlich den Seelöwen (*Zalophus californianus* Less.) in Vergleich. Sie unterscheidet sich aber durch ihren langen Hals und Schwanz, sowie durch ihr vereinzelttes Auftreten von den in Herden lebenden dahin gehörigen Formen der Jetztzeit und erscheint als letzter und seltener Repräsentant vorweltlicher Geschlechter, von denen uns die Reste des Zeuglodon oder Basilosaurus Kunde geben.

Wenn auch die Seeschlange niemals in die Hände eines Naturforschers gelangte, so hat man ihr gleich-

wohl schon vor längerer Zeit einen wissenschaftlichen Namen gegeben. Sie heißt *Megophias megophias* Rafinesque 1819.

Der Steckbrief nach der großen Unbekannten ist ausgegeben, möge er seine Schuldigkeit thun!

Ich kann meinen Vortrag nicht besser schließen als mit den Worten, welche Oudemans seinem Werke über die große Seeschlange voranstellte: „Zu allen Zeiten fielen Meteorsteine zur Erde. Viele hievon wurden von Personen aufgefunden, die ihnen nachspürten. Diese bewahrten sie auf, und solche Sammlungen entstanden nicht nur in den Raritätencabinetten Privater, sondern auch in naturhistorischen Museen. Viele Gelehrte glaubten an die Meteorsteine, doch viele andere verhielten sich skeptisch, und deren Angriffe waren so heftig und ihr Hohn über Steine, die aus der Atmosphäre fallen oder die gar von dem Manne im Monde auf uns Erdenbewohner geworfen werden, so beißend, dass mancher Sammler in seinem Glauben wankend wurde und die glücklichen Besitzer aus Scheu vor dem Gespötte der sogenannten Gebildeten ihre Schätze verbargen oder in den Kehrlicht warfen.

„Da kam eines Tages ein Mann, Namen Chladni. Für ihn waren die Aërolithen eine unumstößliche Thatsache. Er scheute nicht die Mühe, alle Meteoriten betreffenden Daten von der ältesten Zeit bis in das 19. Jahrhundert zu sammeln, und bewies 1. die ungeheure Zahl von Fällen und 2. die überraschende Übereinstimmung der von einander unabhängigen Zeugnisse.

„Im Jahre 1829 veröffentlicht er zu Wien sein Werk ‚Über Feuermeteore‘, und nun fielen den Zweiflern die Schuppen von den Augen. Neue Funde von Meteorsteinen wurden gemacht, und es erwies sich, wie sehr sie von anderem Gestein unserer Erde abweichen. Von jenem Zeitpunkte an war der Glaube an die Meteoriten für alle Zeiten begründet. Der Verfasser des vorliegenden Werkes war bemüht, alle Berichte über Beobachtungen der Seeschlange zu sammeln. Seine Arbeit hat denselben Zweck wie die Chladnis. Es ist seine aufrichtige Hoffnung, dass sie auch von demselben Erfolge begleitet werde.“

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse Wien](#)

Jahr/Year: 1894

Band/Volume: [34](#)

Autor(en)/Author(s): Marenzeller Emil Edler von

Artikel/Article: [Die grosse Seeschlange. 99-128](#)